

## Die „Spiegelkolonie“ in Mannheim-Waldhof ✓

Ein erhaltenswertes Kulturdenkmal von hoher sozialgeschichtlicher  
Bedeutung

Die Spiegelmanufaktur (SAINT-GOBAIN GLASS DEUTSCHLAND GMBH) im Mannheimer Stadtteil Waldhof kann in diesem Jahr auf ein 150jähriges Bestehen zurückblicken. Ein Ereignis das aus mehreren Gründen gewürdigt werden soll. Ihre Errichtung auf einem von den Erben des Hofgerichtsrats und Hofbibliothekars Karl Theodor von Traitteur erworbenen Gelände auf dem Luzenberg leitete die Industrialisierung im Norden Mannheims ein. Luzenberg und Waldhof, es waren nur kleine Ökonomiegüter, gehörten zur Gemarkung Käfertal und lagen weit vor den Toren der Stadt. Bis zu ihren Eingemeindungen 1897 bzw. 1913 lagen die selbständigen Gemeinden Käfertal und Sandhofen zwischen Mannheim und der Landesgrenze zu Hessen. Die Gemeinde Käfertal hatte eine Gesamtfläche von über 1776 Hektar mit recht unterschiedlichen Bodenqualitäten, aber 1852 bevölkerten nur 1748 Einwohner das große Gebiet. Das sollte sich ab 1853 rasch ändern.

35 Jahre bevor Bertha Benz, zusammen mit ihren beiden Söhnen, die legendär gewordene erste Fernfahrt von Mannheim nach Pforzheim mit der von ihrem Mann konstruierten „Motorkutsche“ unternahmen konnte, erfolgte bereits die Gründung einer der ersten Spiegelfabriken im Bereich der deutschen Zollunion. Es war eine Zweigniederlassung der französischen Gesellschaft Saint Gobain, deren Gründung auf den französischen Minister Colbert zurückgeht. Für die Ansiedlung der Spiegelfabrik auf dem Luzenberg gab es viele Gründe. Der zur Fabrikation benötigte feine Flugsand lag vor der Tür, in

Mannheim gab es Sodafabriken, die ausgezeichnete Lage am Altrhein und die Hafenanlagen am Ende der Rheinschiffahrt ermöglichten den Transport von Massengütern, die Nähe zur Großstadt mit seiner Infrastruktur und schließlich der billige Preis für die wenig ertragreichen Böden, aber auch eine 20jährige Abgabefreiheit gegenüber der Gemeinde Käfertal, waren für die Standortwahl der Franzosen wohl die wichtigsten Fakten. Es kamen jedoch auch politische Überlegungen hinzu. Die französische Firma befürchtete, dass Napoleon III. das ganze linke Rheinufer annektieren wolle. Dadurch wäre die Ausfuhr ihrer Produkte nach Deutschland wesentlich erschwert worden. Also suchte sie ein rechtsrheinisches Gelände für ihre Niederlassung. Der Badischen Regierung konnte dies nur recht sein. In Deutschland gab es damals noch keine vergleichbare Fabrikation von hochwertigem Spiegel- und Tafelglas. Die Glasmanufaktur brauchte erfahrene Glasarbeiter und Fachkräfte. Sie waren zur Fabrikation unerlässlich. In Mannheim waren solche jedoch nicht vorhanden. Deshalb kam es zu einem Vertrag mit der Badischen Regierung nach dem 400 Franzosen, Arbeiter, Meister und Beamte, meist aus Elsass-Lothringen, mit ihren Familien an den neuen Fabrikstandort umziehen durften, sobald für sie der notwendige Wohnraum geschaffen war.

Die Manager von St. Gobain bauten auf dem Werksgelände neben den Fabrikationsstätten eine Siedlung, die zu einem großen Vorbild für weitere Werksiedlungen in Mannheim, aber auch in anderen Städten Deutsch-



Die letzte Hauszeile einer vorbildlichen Arbeitersiedlung

Foto: Pahl

lands, wurde. Die „Spiegelkolonie“, wie die Siedlung damals genannt wurde, bildete eine eigene Gemeinschaft in Selbstverwaltung, sie war gewissermaßen ein autonomes Gebiet. Sie sollte weitgehend von kommunalen Behörden unabhängig sein. Entsprechend wurde die Siedlung konzipiert. Die 346 Arbeiterwohnungen befanden sich in 19 Reihenhauszeilen und hatten je nach Typ 27 bis 45 m<sup>2</sup> Wohnfläche; die sich die oft großen Familien teilen mussten. Es gab verschiedene Bauarten, die in den Grundrissen und der Größe der Wohnungen etwas variierten. Die Wohnblöcke für Arbeiter waren Galeriehäuser der Bauart I und II. Sie hatten in der Regel eine Länge von 63 m und sehr solide mit einer Mauerstärke von 40 cm im Erdgeschoss gebaut. Zur Hälfte waren die Gebäude unterkellert. Die Erdgeschosswohnungen hatten von der Straße her einen direkten Zugang, während die Obergeschosswohnungen über ein gemeinsames Treppenhaus in der Mitte der Häuserzeile und eine Galerie (Laubengang) erreicht wurden. Die Galerie wurde vollständig aus Holz gebaut

und war durch das vorstehende Dach voll überdeckt. Zu jeder Wohnung gehörten ein Garten und ein kleiner Keller. Die Keller wurden nach Öffnen einer Bodenklappe über eine 85 cm breite Holztreppe vom Treppenhaus aus erreicht oder über eine Außentreppe an den Endhäusern. Der durchgehende Speicher unter dem Dach stand jedem zur Verfügung, wurde aber wenig genutzt, da die Hausfrauen ihre Wäsche lieber auf der Galerie oder im Garten trockneten. Bis eine Bauordnung es nicht mehr zuließ, befanden sich die Aborte anfangs in den Gärten, später in den Ställen. Erst 1892 wurden die Aborte im Erdgeschoss neben der Ausgangstür zum Garten angebaut und im Obergeschoss durch Verkleinerung der Küche in die Gebäude integriert. Je zwei Familien mussten sich einen Abort teilen, wobei der Zugang im Erdgeschoss vom Garten und im Obergeschoss von der Galerie aus erfolgte. Bäder standen in der Fabrik zur Verfügung. Dass eine solche Wohnweise ein hohes Maß an Gemeinschaftssinn und Verträglichkeit erforderte, liegt auf der Hand. Dafür musste



man lange Zeit keine Miete oder sonstige Abgaben bezahlen. Wohlwollen und gegenseitige Rücksichtnahme waren im Vertrag geregelt. Eine enge Kooperation und Kommunikation unter den Mitarbeitern waren bei der Geschäftsleitung sehr erwünscht.

1866 wurden am Ende der Gärten Ställe gebaut, damit sich die Bewohner weitgehend selbst versorgen konnten. In den Ställen wurden Hühner, Kaninchen, Ziegen und Schweine gehalten. Entsorgungsprobleme gab es nicht. Abfälle und Fäkalien wurden zur Bodenverbesserung verwendet und Brennbares in den Einzelöfen verbrannt. Die Wasserversorgung erfolgte über Zisternen und Tiefbrunnen. Elektrischer Strom, eine Wasserleitung und Kanalisation wurde erst später installiert.

Etwas großzügigere Wohnungen als die Arbeiter hatten die Meister des Glaswerkes in den so genannten Meisterhäusern. Auch die Beamten waren in größeren und etwas komfortableren Häusern untergebracht, während der Direktor ein freistehendes Einfamilienhaus bewohnte, „Villa“ genannt. Der gesamte Siedlungs- und Werksbereich war mit Zäunen und Toren umgeben, also ein abgeschlossenes Gebiet. Die Verwaltung lag von der Gemeindebehörde weitgehend unabhängig beim Werksdirektor, der auch disziplinarische Befugnisse hatte.

Dass sich bei dieser Abgeschlossenheit ein reges Gemeinschaftsleben entwickelte, war den Fabrikherren willkommen und ein wichtiges soziales Anliegen. Es wurde für die Beschäftigten und ihre Familien alles Erdenkliche getan, um Heimweh nicht aufkommen zu lassen und ein angenehmes Klima unter den Bewohnern zu erzeugen. Die Siedlung bekam eine evangelische und eine katholische Kirche, eine eigene Schule und Kindergarten, eine eigene Polizei und auch eine Schwesternstation mit französischen Ordensschwestern und einer Hebamme. Eine Kantine und eine Turnhalle durften keinesfalls fehlen. Zwei Backhäuser dienten nicht nur zum Backen von Brot und Kuchen, sondern waren wichtige Kommunikationstreffpunkte. Auch ein kleiner Park zur Erholung der Arbeiter und ihrer Familien gehörte zur Siedlung. Abgesehen davon, dass die Strassen außerhalb der Siedlung noch

nicht ausgebaut waren und es noch keine öffentlichen Verkehrsmittel gab, die nächsten Gemeinden lagen relativ weit außerhalb des Luzenbergs, besaßen die Bewohner keinerlei Fortbewegungsmittel. Sie waren deshalb ganz auf die Siedlung und die Gemeinschaft angewiesen. Erst ab 1900 gab es in Mannheim elektrische Straßenbahnen. Bis der Luzenberg an das Schienennetz angeschlossen wurde, musste man sich noch bis 1902 gedulden.

Es war nicht nur erwünscht, dass die „Spiegler“, so bezeichneten sich die Bewohner selbst, möglichst im separierten Werks- und Siedlungsbereich blieben, sondern sie waren durch die oben geschilderten Verhältnisse dazu auch „gezwungen“. Man sorgte deshalb vorbildlich dafür, dass die Bewohner in der Siedlung alle ihre Bedürfnisse erfüllen konnten. Ein Konsumladen und eine Gaststätte wurden daher ebenfalls in die Siedlung integriert. Bis zum I. Weltkrieg war die Fabrik in französischer Hand. In der Fabrik und der Siedlung war zunächst französisch die offizielle Sprache. Die Straßennamen erinnerten an die französische Heimat: Avenue de St. Gobain, Rue de Montherme, de Channy, St. Quirin, de France, de Pise, de Cirey. Nach dem Krieg 1870/71 wurden deutsche Arbeiter in den Betrieb und die Siedlung aufgenommen. Über längere Zeit waren dann die Straßen zweisprachig ausgeschildert. Vom Kriegsbeginn 1914 an wurden aber von den deutschen Behörden überhaupt keine französischen Beamten und Arbeitskräfte mehr zugelassen. Etliche Familiennamen, wie Laval, Lacombe, Diochon, Charton, Lucombe, Boulanger, Beaussentcourt, Dubail u. a. haben sich jedoch noch lange in Mannheim halten können.

Die in der für seinerzeitige Verhältnisse sehr fortschrittlichen Siedlung auf dem Luzenberg wurde in einem 1976 von Prof. Wulf Schirmer (Institut für Baugeschichte der Universität Karlsruhe) erstellten Gutachten als „die bedeutsamste Fabriksiedlung nach der berühmten Fuggersiedlung in Augsburg“ genannt. Er kam zu dem Ergebnis, „dass eine solche Siedlung auch aus heutiger Sicht . . . , als durchaus positiv zu bewerten wäre. Zudem gehört die Spiegelsiedlung zu den frühen Beispielen des Werkwohnungsbaus auf deutschem Boden im Zeitalter der industriellen Revolu-



Die Galerie (Laubengang) des französischen Architekten war damals in Deutschland eine Neuheit

Foto: Pahl

tion und verkörpert in hervorragender Weise den Gedanken sozialer Verantwortung damaliger Unternehmer für die Nöte und Sorgen der Arbeitnehmer.“

Dem geglückten Beispiel von St. Gobain, auf wohlfeilem Gelände sich neu anzusiedeln und auszuweiten, folgten bald weitere Betriebe und bauten auf dem Waldhof große Fabrikanlagen, so die Zellstofffabrik Waldhof (Zewa / jetzt SCA HYGIENE PRODUCTS GMBH), Böhringer & Söhne (heute Roche Diagnostics), die Armaturenfabrik Bopp & Reuther, die Süd-deutsche Drahtindustrie (Kabelwerke), Chemische Fabrik Weyl, Strebelerwerk, Drais-Fahrradwerke, die Jutespinnerei und nicht zuletzt Benz & Co (heute DaimlerChrysler/Evobus), um nur die größten und wichtigsten Betriebe in diesem Stadtteil zu nennen.

Mit der Ansiedlung der Betriebe gingen selbstverständlich eine rasante Zunahme der Bevölkerung und der Wohnungsbau einher. Ab 1910 wurde in den Käfertaler Wald hinein die Gartenstadt-Siedlung nach englischen Vor-

bildern gebaut. Waldhof, Luzenberg und Gartenstadt überflügelten nun die „Mutter“ Käfertal und wurden zum selbständigen Vorort Waldhof mit Rathaus und Standesamt. 1925 hatte Käfertal 8202 Einwohner, Waldhof hingegen bereits 12 421. Waldhof wurde vor allem durch die sich hier angesiedelten bedeutenden Industrien über Mannheim hinaus weltbekannt, später aber auch durch den Fußball, der hier eine willkommene Heimat fand. Bundestrainer Sepp Herberger wurde 1897 in der „Rue de France“ in der Spiegelkolonie geboren und die Eltern von Otto Siffling wohnten ebenfalls in der Siedlung. Der in Sportkreisen sehr bekannte und erfolgreiche Nationalspieler Otto Siffling wohnte auf dem Waldhof, dem er ein Leben lang treu geblieben ist.

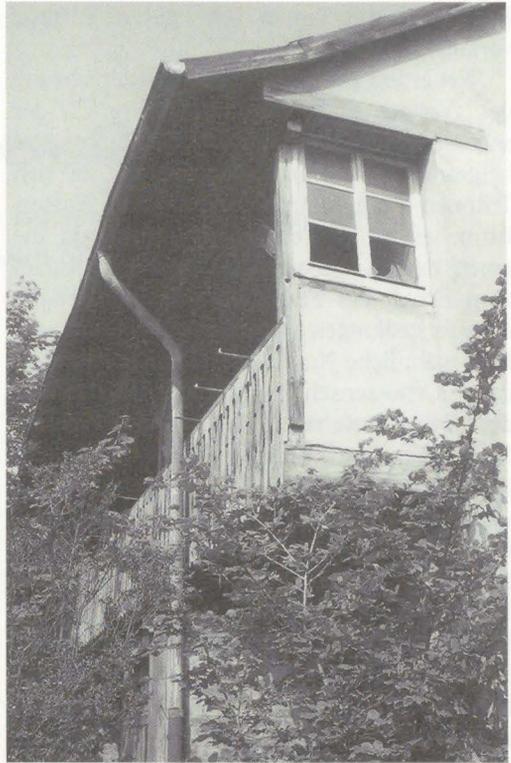
Ein Teil der Großbetriebe folgte dem Beispiel von St. GOBAIN nicht nur bezüglich der Ansiedlung sondern auch durch den Werkwohnungsbaue. Die Zellstoff-Fabrik baute ab 1884 Arbeiterhäuser mit 100 Wohnungen neben die Fabrikanlagen, dazu 16 lang gestreckte Schlafsäle, in denen je 20–25 Gelegenheitsarbeiter – meist aus Polen – untergebracht wurden. Die Jutespinnerei begann 1898 mit dem Bau zweigeschossiger Doppelhäuser und stellte 162 Wohnungen ihren Bediensteten zur Verfügung. Es folgte Bopp & Reuther mit 108 Werkwohnungen die auf dem Waldhof erstellt wurden und selbst die kleinere Fahrradfabrik Drais baute 36 Wohnungen für ihre Mitarbeiter. Die erste Arbeitersiedlung der Spiegelfabrik war eine für den Stadtteil und ihre Betriebe wichtige Initialzündung.

So fortschrittlich und vorbildlich die Spiegelsiedlung in der Gründerzeit aber auch war, konnte sie mit den fortschreitenden Ansprüchen an modernes Wohnen und der Entwicklung der Technik nicht Schritt halten. In den sechziger Jahren begann man damit die Arbeiterwohnblöcke abzureißen und durch moderne Gebäude in mehrgeschossiger Bauweise zu ersetzen. Nur eine Wohnzeile, die in den siebziger Jahren gleichfalls der Abrissbirne zum Opfer fallen sollte, wurde dadurch gerettet, dass die Stadt Mannheim unter Verweis auf das Landesdenkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg die Abrissgenehmigung verweigerte. Seit dem ist das ehemals hoch

gelobte Kulturdenkmal dem Verfall preisgegeben. Einige Anläufe verschiedener Gruppen, eine Erhaltungssanierung durchzuführen, schlugen aus verschiedenen Gründen fehl. Das richtige und finanzierbare Konzept ist offenbar nicht gefunden worden. 1994 wurde erneut mit dem Vorschlag, die Gebäude einer musealen Nutzung zuzuführen, wiederum ein Versuch unternommen. Das Landesdenkmalamt bestätigte: „Die restlichen Gebäude der zwischen 1862 und 1864 als Laubenganghäuser errichteten Werkwohnungen sind als frühes Beispiel des sozialen Wohnungsbau Kulturdenkmale im Sinne von § 2 DSchG. An ihrer Erhaltung besteht ein öffentliches Interesse.“ Hervorgehoben wurde, dass durch das museale Nutzungskonzept „die vorhandenen Wohnungsgrundrisse im wesentlichen unverändert erhalten bleiben können.“ Auch der Petitionsausschuss des Landtags von Baden-Württemberg äußerte sich positiv, da „aus sozialwissenschaftlichen, baugeschichtlichen und heimatgeschichtlichen Gründen an deren Erhaltung ein öffentliches Interesse besteht“. Die verbliebenen Gebäude der „Spiegelkolonie“ werden als bedeutende Zeugnisse der Industrie- und Sozialgeschichte Mannheims bezeichnet. Der Petitionsausschuss stellte zusammenfassend fest, dass das Anliegen (Erhalt der Gebäude) aus „kulturpolitischer und denkmalpflegerischer Sicht im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten die Unterstützung des Landes verdient.“

Die vorgesehene museale Nutzung war aber wegen Desinteresse potentieller Nutzer (Herberger-Museum, Glasbläsermuseum, Puppenmuseum usw.) und wegen befürchteter hoher Folgekosten nicht tragfähig genug. Auch eine Nutzung als Studentenwohnheim scheiterte an Finanzierungsfragen und sonstigen Bedenken. Trotz der vorliegenden positiven Einschätzungen amtlicher Stellen zum Erhalt der Siedlungsreste war es deshalb bis heute nicht möglich den desolaten Zustand der Gebäude zu verbessern oder wenigstens vor weiterem Substanzverlust zu bewahren. Der Zahn der Zeit und der Natur nagt weiterhin an Dach und Fach.

Wenn es sich auch um eine einfache Arbeitersiedlung handelt, wäre ein weiterer zugelassener Verfall gegenüber künftigen



*Der Laubengang war Zugang zu den im Obergeschoß gelegenen Wohnungen*

Foto: Pahl

Generationen eine unverzeiliche Unterlassungssünde. Regierungsbaumeister Dr. Ing. Roland Eisenlohr hat 1921 (Braunsche Hofdruckerei, Karlsruhe), in einer umfassenden Darstellung des Arbeitersiedlungswesens in Mannheim, über die Spiegelsiedlung u. a. geschrieben, „die Außenarchitektur (ist) völlig anspruchslos, und nur die rhythmisch aufeinander folgenden Türen und Fenster mit Sandsteingewänden und Holzläden beleben die hellgelb verputzten Wände. Keine Gesimse und Vorsprünge, nur ein kleiner Sockelabsatz ist angewendet, und auch die vor den Türen liegenden 3 Stufen, die fast die ganze Gehwegbreite einnehmen, bringen eine Gesetzmäßigkeit in die Anlage.“ An anderer Stelle: „... die Mannheimer Galeriebauten sind zweifellos auf französischen Einfluss zurückzuführen, wo das Klima auch offene Anlagen zuließ... Allerdings gehört zur Bewohnung einer solchen Anlage eine Arbeiterschaft mit Gemeinschaftssinn, Verträglichkeit und gegenseitigem Wohlwollen... Hier sind uns die

Franzosen mit einem sehr guten Beispiel vorangegangen . . .“.

Neuerdings gibt es unter der Federführung des „Vereins Stadtbild Mannheim e. V.“, der schon viel zur Verbesserung des Stadtimages beigetragen hat, erinnert sei z. B. an den Tritonen- und Atlantenbrunnen am Wasserturm, wieder eine entschlossene Gruppe, die einen neuen, vielleicht einen letzten Anlauf zum Erhalt des Fragments einer der ersten Arbeitersiedlungen Deutschlands nehmen will. Eine wohnliche Nutzung durch eine zu gründende Genossenschaft wird vorgeschlagen. Bei der Genossenschaft soll der Gedanke der Selbsthilfe zum Tragen kommen. Auf jeden Fall ist das äußere Erscheinungsbild zu wahren, im Inneren muss allerdings den heutigen hygienischen Bedürfnissen künftiger Bewohner Rechnung getragen werden. Denkmalschutz kann und darf dabei kein Erhaltungshindernis sein. Der immer brüchiger werdende Zustand der Gebäude führt sonst trotz bzw. wegen eines überzogenen Denkmalschutzes unweigerlich zum Abriss und gerade das soll und will ja das Gesetz verhindern. Die weltweit bekannte und

berühmt gewordene Fuggersiedlung in Augsburg würde heute nicht mehr stehen, wenn man nicht laufend die notwendigen Veränderungen im Inneren der Gebäude vorgenommen hätte, um den Bewohnern das Wohnen auch heute noch zu ermöglichen. Wenn man es ernst nimmt, die Gebäude erhalten zu wollen, bleiben nur gewisse Zugeständnisse bei der Verbesserung des Sanitärbereichs und einer modernisierten Grundrissgestaltung als Alternative zum Abbruch. Der Autor dieses Aufsatzes hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass ein in einen guten äußeren und bewohnbaren Zustand versetztes Baudenkmal „Spiegelsiedlung“ bis zum Mannheimer Stadtjubiläum 2007 einer interessierten Besucherschar vorgestellt werden kann.

Anschrift des Autors:

Walter Pahl

Stiller Weg 50

68305 Mannheim